

Ein Interview mit der Band "Beside the Cage" über: Improvisation

**Das Interview führte Johannes Zimmermann im November 2006 in der Hochschule für Gestaltung im ZKM Karlsruhe mit:
Sascha Demand, Oliver Demand, Ralf Kleinemas und Moritz von Woellwarth (der Schlagzeuger Tomy „the dog“ Winger verschlief den Interviewtermin, erschien aber pünktlich zum anschließenden Konzert).**

1992 habt ihr angefangen zusammen zu spielen. Wo und wie habt ihr euch kennen gelernt?

Moritz: „Beside the cage“ war eigentlich als Überbegriff für ein offenes Ensemble gedacht, wo immer wieder verschiedene Leute unter dem gleichen Namen spielen, also wie eine Plattform für improvisierte Musik.

Also hatte die Besetzung zunächst keine klanglichen Gründe, sondern hat sich aus den verschiedenen Personen ergeben, die eben ihre jeweils eigenen Instrumente mitgebracht haben?

Moritz: Genau. Die hat sich herausgebildet aus dieser Idee. Wir hatten auch einige Konzerte mit anderen Musikern. Aber irgendwie sind im Lauf der Jahre immer wieder nur wir zusammen gekommen.

Oliver: Ralf hat am Anfang z.B. gar nicht Schlagzeug gespielt, sondern mit Tapes gearbeitet. Wir haben auch Konzerte gespielt, wo ich am Klavier saß... Das hatte aber keine ästhetischen Gründe, sondern es hat sich dann über die Präferenz für ein Instrument im Kontext „Beside the cage“ ergeben.

Moritz: Wobei die Frage der Instrumentierung immer noch nicht abgeschlossen ist, meiner Meinung nach. Zwei Stunden zu improvisieren... Das ist natürlich – am Stück! – eine extreme Herausforderung. Und da kann ich mir vorstellen, dass sich jeder selbst dazu Gedanken macht. Und einer dieser Gedanken, kann natürlich sein, dass man sagt: Ich möchte da noch andere Klänge drinhaben. Also, wie bringe ich die rein? Dann will ich nicht nur Posaunenklänge, sondern hätte auch mal gerne eine Trompete...

Oliver: Das passiert aber ohne Absprache mit den anderen. Also auch, die Instrumente zu präparieren, das hat im Prinzip jeder für sich selbst ausbaldowert. Und dann achtet man eben darauf, wie man das einbringen kann, ob es geht oder nicht.

Moritz: Ich finde die Quintettbesetzung mittlerweile schon kennzeichnend für „Beside the cage“. Im Lauf dieser zehn Jahre ist genau diese Konstellation mit ihren spezifischen Spannungen eigentlich das „Kunstwerk“. Wenn da eine Komponente fehlt, entsteht ein Ungleichgewicht.

Sascha: Eigentlich ist „Beside the cage“ eine Struktur geworden, die nicht nur musikalisch funktioniert, sondern auch außermusikalisch. Es ist auch eine soziale Struktur: das hängt eben

zusammen. Es ist kein Berufsensemble. Es wird nichts besprochen und es wird auch nichts „geleistet“, sondern es wird musikalisch improvisiert: im eigentlichen Sinne.

Woher holt ihr euch Anregungen zum Improvisieren?

Sascha: Das hat zu tun mit den unterschiedlichen Hintergründen bei uns. Ich denke, dass das bei den Einzelnen völlig unterschiedlich funktioniert. Ich glaube, dass das ziemlich heterogen ist. Das, was man wirklich Kunstwerk nennen kann, ist, dass diese unterschiedlichen Ansätze, diese Strukturen dann in einem Konzert, einem Event oder einer Performance „zusammenclashen“. Und dann passiert was oder eben auch nicht...

Moritz: Das ist für mich auch die größte Inspirationsquelle, wenn man Inspiration sagen will, nämlich das Nichteinverstandensein, also eigentlich die Gegensätze. Mir sind manche Dinge, die die anderen machen, fremd. Die finde ich vielleicht sogar gar nicht so gut. Aber genau aus dieser Reibung heraus, die ich vor allen Dingen in dieser Konstellation spüre, kann ich gut arbeiten.

Was ist eure Motivation zur Improvisation, und wie definiert ihr diesen Vorgang überhaupt?

Sascha: Ich improvisiere sehr viel, aber ich würde sagen, dass ich mit „Beside the cage“ anders improvisiere. Mit vielen Musikern gibt es eine bestimmte Idiomatik, und es geht eigentlich darum, schöne Sounds zu machen, musikalisch besonders raffiniert, beeindruckend zu improvisieren. Und das ist bei „Beside the cage“ nicht der Fall... Man muss eben auch gar nicht improvisieren. Das ist in diesem Quintett am überraschendsten für mich: es ist völlig unklar, was passieren wird.

Moritz: Ich kenne keine Band oder kein Ensemble, wo ich so viel Schiffbruch erleiden kann wie bei „Beside the cage“. Ich habe immer wieder ganz bestimmte Improvisationsansätze, die ich verfolge und die ich dann unbedingt auch dort einbringen will und unter Umständen geht das kläglich in die Hose. Es gibt - und das finde ich das Schöne an dieser Band – niemanden, der einen dabei auffängt. Das ist eigentlich ziemlich asozial. Ich meine, das ist jetzt nicht unbedingt das Gefühl: Wow, wir sind zusammen auf einer großen Welle. Und genau daraus entsteht oft ein äußerst interessantes Klangbild, was ich sonst persönlich selten finde.

Ist es nicht paradox, sich immer wieder zu treffen, um in der Gruppe Schiffbruch zu erleiden....

Moritz: Was nicht gesagt ist. Für manche Ensembles ist eine gelungene Improvisation ein gemeinsames Gefühl, dass etwas gelungen ist. Das war bei uns noch nie so. Oft waren bei uns die besten Konzerte im Nachhinein die, wo die halbe Band in der Mitte schon nach Hause gehen wollte. Die Reflexion während des Spielens ist unter Umständen eine andere als nach dem Spiel.

Sascha: Das hat wahrscheinlich den Grund, dass eigentlich niemand von uns tatsächlich von einer Musik her denkt. Es ist nicht konstruktiv, sondern es hat manchmal so was fast ein wenig Rohes.

Moritz: Also ich denke auch, dass viele während des Prozesses Spieler sind und Kreative. Es sind vier ausgebildete bildende Künstler in dieser Band, die aber auch alle noch Musiker sind. Da ist einfach der Gegensatz in einem drin auch sehr stark, entweder zu denken wie ein

Musiker, also virtuos zu denken oder unter Umständen zu denken wie ein Künstler, der sagt: Eigentlich ist jetzt was ganz anderes interessant als die Fähigkeit, am Instrument zu brillieren.

Oliver: Aber wir können Musik ja nicht auf Virtuosität reduzieren, ebenso wenig ein Künstlerdasein auf Genialität oder irgendwie auf etwas Antibürgerliches. Die Auseinandersetzung mit den Instrumenten hier ist eben auf eine andere Weise virtuos, finde ich.

Seht ihr eure Musik im traditionellen Sinne als Sprache zwischen dem Interpreten und einer Zuhörerschaft?

Oliver: Ein traditionelles Verhältnis von Interpret und Zuhörerschaft kann es schon deshalb nicht geben, weil wir im traditionellen Sinne gar keine Interpreten sind. Allenfalls interpretieren wir ja spontane musikalische Eingebungen. Also wir komponieren sozusagen spontan auf der Bühne. Das ist ja ein augenblickhaftes Geschehen. Sicher, je nach dem, wie oft man zusammen improvisiert, gibt es natürlich auch Voraussetzungen oder so etwas. Das war natürlich ausgeprägter, als wir noch öfter miteinander gespielt haben. Da war es unter Umständen gar nicht mehr improvisiert.

Besteht in einem festen Ensemble die Gefahr, dass man irgendwann anfängt, sich zu wiederholen und bestimmte Effekte ihrer Wirkung wegen immer wieder einzusetzen?

Oliver: Je nach Labilität des Musizierenden...

Sascha: Zur Zeit ist es so: wir besprechen, wann es losgeht und wie lange es dauert. Das ist ja die Idee des Happenings. Und dann kommt eben mehr zum Durchscheit, als dass bloß etwas erklingt. Man sieht eben das ganze auch als Installation oder als Inszenierung und man kann mehr ablesen als nur das Klingende. Zur Gefahr der Wiederholung: Wir spielen ja ziemlich selten. Und das absichtlich. Ob dadurch das Problem abgeschafft ist, dass es zu Routine kommt, weiß ich nicht. Man kann ja Improvisation nicht üben! Aber man improvisiert zumindest anders, wenn es etwas Seltenes ist. Ich glaube, es ist wichtig, dass es selten geschieht.

Moritz: Also man kann Improvisieren schon üben...

Sascha: Man kann es studieren. Aber man kann es nicht lernen.

Ist es dann noch Improvisation? Ich denke jetzt gerade an Leute, die Jazz studieren oder an Orgel Improvisation. Da versucht man, ältere historische Modelle so gut zu erlernen, dass man spontan auf diese Modellen zurückgreifen kann.

Moritz: Aber ich meine, wir sind jetzt ja im Jahre 2006. Und da ist es so, dass diese Art der Improvisation, die wir machen ja auch schon idiomatisch ist. Die Klänge, die wir benutzen, gibt es ja seit den 50er Jahren, wenn nicht gar schon früher und da ist es so: Die Diskussion stellt sich gar nicht mehr so stark. Die Leute im Jazz improvisieren, wenn sie gut sind, durchaus. Oder wenn jemand an der Orgel eine Improvisation macht, hat er bestimmte andere Strukturen, Patterns, andere Licks. Die gibt es bei uns durchaus schon auch. Nur, dass bei uns der Leistungsdruck ein anderer ist. Im Jazz oder in der Orgel Improvisation ist die Improvisation meistens dann gut, wenn sich ein ästhetisches Glücksmoment einstellt, also, dass sie wirklich gelungen ist in einer bestimmten Form. Und die Form muss so und so

aussehen und bestimmte Dinge erfüllen. Das ist bei uns anders. Weil wir gar nicht wissen, was erfüllt werden könnte.

Ralf: Bei einer Improvisation am Klavier hat man verschiedene Tasten zur Verfügung. Man hat da ja ein System vor sich. Und ich glaube, bei uns ist dazu der Unterschied, dass wir alle auch ein System haben, aus dem wir sozusagen schöpfen. Insofern ist es auch eine Improvisation, die man in gewisser Weise üben kann. Nur der Habitus, mit dem das der einzelne macht, ist sehr verschieden, weil jeder aus einem anderen Kontext kommt. Es gibt da einen Komponisten, es gibt jemanden, der sich mit Bewegungen auseinandersetzt, jemanden, der aus einer ganz freien Geschichte kommt. Das verkörpern dann die Einzelnen aber direkt. Ich würde sagen in der Livesituation. Ich glaube, darüber wird etwas deutlich, was man vielleicht mit diesem ganzen System nicht mehr so richtig erfassen kann. Es kommt dann zu Überschneidungen, die etwas zeigen, was auch der Einzelne nicht alleine hinbekommt. Das ist vielleicht gerade die Frage: Ist es eine Qualität, oder ist es keine? Ist der Virtuose virtuos? Ist der Dilettant „unkönnnerisch“? Das verwechselt sich ja zum Teil im Spiel. Man kann es manchmal gar nicht mehr zuordnen. Am Anfang hatten wir noch gar keine Vorstellung von dem, was wir da eigentlich tun. Ich wußte eigentlich gar nicht, was Improvisation ist. Ich weiß auch nicht, ob ich es heute weiß. Wir sind jetzt auch an so einem Punkt, wo wir sehen, dass ein Zusammenkommen einfach schwer möglich ist, weil auch ganz persönliche Dinge eine Rolle spielen, die wir sozusagen in so einer besonderen Situation versuchen, mal zuzulassen, was vielleicht unter normalen Bedingungen gar nicht geht. Das ist oft viel schwieriger, wenn man musikalisch etwas ausdrücken will. Es ist vielmehr ein paralleles Nebeneinander, wir leben ja auch ganz verschieden. Jeder führt ein anderes Leben, und daraus ergibt sich für uns ja auch ein Bild von Musik, in dem unsere Fragen durch das Instrument reingehen. Das ist dann so etwas, wie eine eigene Sprache zu finden.

Moritz: Für mich ist es auch eine Form von Ritual. Ich kann das gleiche Material beispielsweise in einem Wohnzimmer spielen mit jemand anderem, und es hat nicht diese Spannung. Es bekommt in dieser Konstellation einen Sinn. Es hat mehr Kraft.

Oliver: Der eine begreift das als Ritual und der andere als Happening. Wieder einer kommt vielleicht nach Karlsruhe und macht sich einen schönen Abend und spielt dabei zwei Stunden Posaune. Das sind derart verschiedene Zugangsweisen, von denen wir unter Umständen wissen, die uns aber auch nicht so dermaßen interessieren müssen...

Ralf: Es gibt eigentlich nur eine Kontinuität in dem Wunsch, sich wiederzusehen. Das ist zuerst einmal etwas Persönliches.

Moritz: Und in diesem Wiedersehen ist eine höchst mögliche Geistesgegenwart auf der Bühne zu kreieren.

Das alles wirkt für mich als etwas nach außen sehr Abgeschlossenes. Ihr macht das für euch... Wo ist das Publikum?

Moritz: Aber es ist ganz wichtig, dass es öffentlich ist. Ob dann jemand kommt oder nicht, ist mir persönlich ganz egal.

Ist das Publikum dann stiller Teilhaber und schaut praktisch nur, was passiert? Gibt es wirklich eine wechselseitige Beziehung zwischen dem, was ihr auf der Bühne macht und den Leuten, die zugucken? Wird das Publikum Teil von diesem sozialen Gefüge, oder sind das

zwei hermetisch abgeschlossene Welten: die eine, wo etwas passiert und die andere, wo zugeschaut wird?

Moritz: Die Zuhörer sind a priori schon ein Teil, egal, ob jemand da ist oder nicht. Es ist ein öffentliches Konzert.

Ralf: Also wenn 5 Leute, die sich schon so lange kennen, da stehen, dann habe ich ein bißchen die Hoffnung, dass sich da etwas transparent zeigt im Gestus des Einzelnen, weil es ein gewisses Vertrauen gibt, dass man sagt: Okay, der weiß, was er da macht! Und ich guck mir das mal an. Das relativiert auch mein Tun irgendwo, weil ich nicht so monologisieren kann. Da ist jemand, der macht was. Und das finde ich erst mal ausreichend, um es überhaupt zu machen. Was ich schon spannend finde: Beim letzten Mal war es so, dass es Punkte gab, wo es kritisch wird und wo jemand einfach kaum noch was macht. Das ist vielleicht so eine alte Vorstellung, dass das Publikum praktisch genauso vorne auf der Bühne stehen könnte, dass man die Seiten wechselt. Das schwingt auch irgendwo mit. Jeder hat einen ganz anderen Ansatz. Das ist sehr bezeichnend für uns.

Seht ihr euch mehr als Ensemble im Neue-Musik-Segment oder mehr als Band?

Moritz: Für mich ist es auf jeden Fall eher eine Band, weil, wenn man Ensemble sagt, also z.B. Ensemble für improvisierte Musik, dann klingt das erst einmal eleganter, beinhaltet aber auch ein loses Zusammentreffen von verschiedenen Kompetenzen, die improvisierte Musik darstellen. Eine Band ist für mich aber ein Zusammenschluss von Menschen, die ein bestimmter Sound verbindet. Ich sehe diese Gruppe eher so, dass sie verbunden sind über eine bestimmte Art, Klang zu produzieren und auch ganz bewusst das zusammen tun wollen und dass sie gar nicht so wahnsinnig offen sind für andere Einflüsse. Was ich inzwischen sogar ganz wichtig finde, sich auch abzugrenzen von der Diskussion, ob das überhaupt noch vom Klangbild her interessant ist. Der Vorwurf könnte ziemlich schnell kommen, dass jemand sagt: Ihr macht ja überhaupt keine neuen Experimente! Wo sind denn die neuen Medien bei euch? Das ist doch alles 70-er Jahre oder so was! Demgegenüber würde ich mich gerne abgrenzen. Also, innovativ möchte ich eigentlich gar nicht so sehr sein... Worüber wir noch gar nicht gesprochen haben: Es gibt für mich einen einfachen Grund, das mit „Beside the cage“ zu machen. Ich stehe einfach auf diesen Sound. Es ist ja nicht so, dass ich etwas zeigen will, ein Handicap, irgend eine Beschränkung oder ich die Gesellschaft reflektiere, was auch immer... Sondern das ist die Form von Musik, die ich tatsächlich gerne mache. Das ist das, was ich mir anhöre und das, was ich produzieren möchte und nichts anderes.

Sascha: Zum Stichwort: Um welche Art von Musik es sich handelt. Ich glaube, das ist wirklich schwer zu beantworten, und das liegt wahrscheinlich an der Musik, so wie sie ist und an dieser Gruppierung, so wie sie ist. Es ist nämlich weder Neue Musik, noch Improvisierte Musik, noch Punkmusik. Man kann es eigentlich so direkt nicht beantworten, weil sich diese Musik nicht sprachlich denken läßt und weil das, was musikalisch da passiert, nur noch musikalisch wahrnehmbar ist oder künstlerisch.

Ralf: Ich finde das ganz schön, wenn Moritz sagt, dass er im Grunde genommen nur das macht, was er mag. Und wenn ich dann sein Posaunenspiel höre, dann erkenne ich im positiven Sinne eine Einfachheit darin, die mir gefällt. Irgendwie kann ich dann was mit ihm teilen.

Stichwort: Kunst als Spiegel der Gesellschaft. Spielen bei euch politische Ideen eine Rolle?

Sascha: Also, für mich schon. Und zwar würde ich sagen, dass es sich um Politik handelt, um eine Vorstellung von Politik. Deshalb ist es auch wichtig, was Moritz vorher sagte, dass es sich um eine öffentliche Situation handelt. Es gibt vor allem Widerstände gegen bestimmte Formen. Es ist, glaube ich, bei fast allen Musikern oder Künstlern so: Erst mal gibt es Ablehnung – man kann das noch nicht richtig ausdrücken, worum es sich handelt. Und dann ist es schwierig, im Laufe der Zeit zu versuchen, das alles auch in etwas Affirmatives zu wenden. So wie Moritz sagte, dass es für ihn auch die Musik ist, die er mag. Ich glaube, es ist schwierig, das zu erreichen. Sowas ist politisch.

Oliver: Vielleicht nicht mehr so plakativ politisch, wie man in den 70er Jahren gedacht hat, wo man ja praktisch mit einem revolutionären Vokabular über Musik nachgedacht hat und der Gestus dann entsprechend brachial ausfiel. Also es ist heute vielleicht eine etwas subtilere Form. Ich würde es auch eher sozial nennen, nicht so sehr politisch.

Ralf: Es ist sowieso die Frage, ob sich Improvisation so direkt gegen etwas wendet, weil Improvisation ist eher eine Alltagstätigkeit. Improvisation gibt es wahrscheinlich, seit es Menschen gibt, also, dass man improvisiert, und das nicht nur musikalisch. Das meint vielleicht gar nicht diese Vorgänge. Da ist vielleicht eine ganz andere Ebene angesprochen.

Sascha: Würde ich mittlerweile auch sagen. Es geht beim Improvisieren darum, zu verstehen, dass man mit den eigenen Mitteln und Fähigkeiten kreativ wird und zwar sofort, und das ist was total Positives.